

was in wörtlicher Übersetzung ein „gegönnter Teil“ ist, aber er bezeichnet keineswegs den letzten Roggenstrauss, sondern das Festessen und Trinken nach Vollendung einer wichtigen Arbeit, z. B. Erntefest, Richtfest, Schluss der Saatzeit. Nach Abschluss einer solchen Arbeit heisst es: *nu w't weí vergunndeíl téren*, also: jetzt wollen wir den gegönnten Teil verzehren. Falls also dieser „gegönnte Teil“ das Ursprüngliche bei der Sitte, so wird damit eine mythologische, auf Wodan bezügliche Deutung hinfällig.

Braunschweig.

## Kulturgeschichtliches aus Island.

Nach dem Isländischen von M. Lehmann-Filhés.

### V. Wirtschaft und Arbeit.

Die Landwirtschaft beschränkte sich früher wie auch heute noch so ziemlich darauf, dass man sich diejenigen Ertragnisse, die der Boden freiwillig hergab, zunutze machte. Selten war das Grasfeld beim Hause (*tún*) genügend eingehengt und die Düngung war sehr mangelhaft, da der Schaf- und oft auch der Kuhmist meist getrocknet und als Feuerungsmaterial benutzt wurde, denn das Brennholz war oft knapp und Torf zu graben fiel im Nordlande wenig ein. — Im Frühling und Herbst bildete der Fischfang den Sammelpunkt aller verfügbaren Arbeitskräfte. Aus den ländlichen Bezirken strömten die Leute nach der Küste, um zu „rudern“, manche als Matrosen (*hásetar*), andere mit eigenen Böten; Unterkunft fanden sie in den „Seebuden“ oder den Bauernhäusern. Die Fische wurden getrocknet und daheim verzehrt; nur das Überflüssige wurde den Landleuten gegen „Landware“, nämlich Schafe, Futter, Häute und Wolle, abgelassen. Viele begaben sich um die Winterfischzeit nach dem Südlände, um dort zu rudern und kamen zuweilen erst kurz vor der Heuernte zurück. Häufig wurden *lestaferdir* (*lest* = ein Zug beladener Pferde; *ferd* = Reise) nach dem Südlände oder westwärts nach dem *Snæfellsjökull* unternommen, wo man Fische einkaufte oder seinen Anteil an der Ausbeute des Fischfanges abholte. Das Seemannsleben mit seinen vielen Gefahren und Abwechslungen übte einen unwiderstehlichen Reiz auf die männliche Jugend aus, der heisseste Wunsch jedes eben konfirmierten Burschen war aber der, „im Südlände zu rudern“ (*ad róa sudur*).

Nicht ganz so interessant, doch ebenfalls sehr wichtig war das Hirtenleben (*fjármennska*; von *fjármadur* = Hirt). Die Lämmer wurden fast überall abgesperrt und die Schafe gemolken. An manchen Orten wurden

die Milchschafe in der Nähe des Gehöftes gehütet, meist aber liess man sie den Tag über frei umher streifen und trieb sie nur morgens und abends zum Melken heim<sup>1)</sup>. In Sennwirtschaften hielt man die Schafe selten. Die schwierigste Aufgabe des Hirten fiel aber damals wie noch jetzt in den Winter. Da begab er sich vor Tagesanbruch nach den oft ziemlich entfernten Schafställen und fütterte die Tiere, damit sie mit dem Fressen fertig wären, wenn es anfang zu tagen. Dann trieb er sie, wenn das Wetter gut war, hinaus und hütete sie bis gegen Einbruch der Nacht, wo er sie wieder einsperrte und ihnen das Abendfutter reichte. Erst spät kehrte er heim. Schon damals behaupteten alte Leute, in ihrer Jugend seien die Hirten ganz andere Kerle gewesen, hätten die Schafe selbst im Schnee hinausgetrieben und denselben vor ihnen fortgeschaufelt. Jedenfalls wurde das Vieh vor 50—60 Jahren, besonders im Südländ, viel härter behandelt als jetzt; Pferdeställe hatten wenige Gehöfte und die Schafställe waren schlecht und man liess sie meist offen stehen, damit die Schafe bei schlechtem Wetter darin Schutz suchen konnten. Man überliess nämlich Pferde und Schafe oft ganz ihrem Schicksal; im Frühling waren sie dann gewöhnlich zu Gerippen abgemagert und so elend, dass sie nicht mehr auf den Füßen stehen konnten und einen jämmerlichen Anblick darboten; in jedem Bezirk ging alljährlich auf diese Art viel Vieh zu Grunde. Auch die Kühe erhielten an vielen Orten kein genügendes Futter. Das Heu ging jahraus, jahrein um die Zeit des Sommeranfanges zu Ende und dann griff man zu ganz ungewöhnlichen Ersatzmitteln, indem man z. B. die Knochen aus den Dorschköpfen klein stiess u. dergl. m. Man achtete eben nicht auf den Unterschied in der Ergiebigkeit gut und schlecht gehaltener Tiere und bestrebte sich höchstens, den Viehbestand über Gebühr zu vermehren.

An einigen Orten im Skagafjörður wurde viel „vöduselur“ (vada = ein grosser Schwarm; selur = Seehund) in Netzen gefangen. Vom Monat Thorri<sup>2)</sup> an bis in den Einmánudur wimmelte jeder Fjord von Tausenden von Seehunden, die vom Meere herein kamen, und es war höchst ergötzlich zu sehen, wie schnell die Scharen dahin zogen und welches Leben sie verbreiteten. Geschossen wurden sie nur, wenn sie einzeln schwammen, doch war in noch früherer Zeit das Harpunieren gebräuchlich gewesen. — Einige Leute ruderten nach der Insel Drangey zum Vogelfang, der mittels des fleki<sup>3)</sup> betrieben wurde. Im Frühjahr wurden Dorsche mit

1) Alle übrigen Schafe werden im Sommer auf die Bergweiden, oft mehrere Tagesreisen entfernt, getrieben und dort bis zum Herbst sich selbst überlassen.

2) Der Monat Thorri währt vom 24. Januar bis zum 22. Februar; auf ihn folgt Góa, dann Einmánudur; dieser ist der letzte Wintermonat.

3) Fleki heisst ein Brett mit daran befestigten Schlingen, in denen die Vögel sich fangen; zu diesem Zweck lässt man die Bretter auf dem Wasser schwimmen. Diese Vorrichtung wird nur bei der Insel Drangey im Skagafjörður angewendet.

der Angel gefangen; im Herbst fing man mit „lódir“<sup>1)</sup> Schellfisch (ýsa) und jungen Dorsch (stútungur). Die vielen Häringe, die im Sommer in die Fjorde kamen, wurden nicht beachtet; nur einige wenige fing man, um sie als Köder zu benutzen. Forelle und Lachs dienten nur zum täglichen Verbrauch; letzterer war noch nicht Handelsware geworden. Schneehühner wurden nicht geschossen, sondern mit einer Schnur (vad) gefangen; diese war aus tog (dem langen groben Winterhaar der Schafe) verfertigt, 20—30 Klafter lang mit zwei Schlingen aus Rosshaar. Zwei Leute hielten jeder ein Ende der Schnur und zielten mit einer der Schlingen nach dem Kopfe des Schneehuhns. Aus tog waren auch die Netze, mit denen man den Seehasen (siehe S. 249) fing.

Eine gleichfalls wichtige Beschäftigung war die Verarbeitung der Wolle. Achtjährige Knaben und Mädchen mussten bereits wöchentlich zwei Paar Seehandschuhe (sjóvettlingar) stricken; Erwachsene, sowohl Männer als Frauen, strickten Strümpfe und Fischerjacken (duggarapeysur) und konnten viel schaffen, weil sie spät abends aufblieben, wobei man sich nach dem Siebengestirn richtete (siehe Isländische Volkssagen, Neue Folge, S. 254). Vor Weihnachten brachte man die Strickwaren, nachdem sie gewaschen, gewalkt und auf Holz gezogen waren, in den Handelsort. Nach Weihnachten wurden andere Gegenstände gestrickt, z. B. die Unterkleidung für die Männer, auch webte man vadmál. Die Wollarbeit war sehr einträglich; innerhalb des Hauses war weder jung noch alt jemals unbeschäftigt. Das Spinnen war weniger Sache der Männer; sie pflegten dafür die Wolle zu kratzen (kemþa)<sup>2)</sup>. Von der Spindel (snalda) wussten nur noch alte Leute aus ihrer Jugendzeit zu erzählen. An Sonntagen webten die Frauen Strumpfbänder, Achselbänder, Bänder zum Aufschürzen<sup>3)</sup>

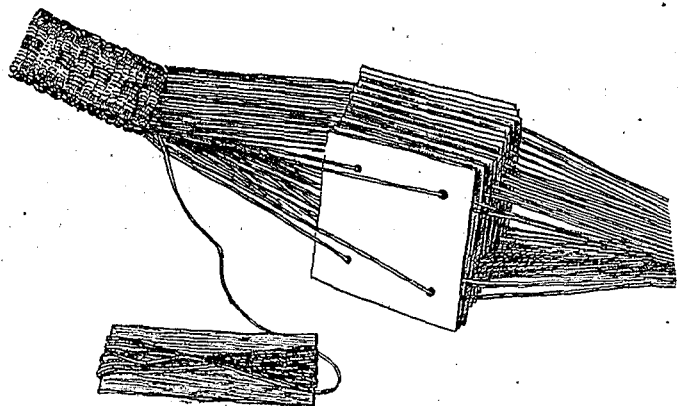
1) Lód ist eine lange Hanfleine mit vielen mittels kleinerer Leinen daran befestigten Haken.

2) Jede fertig gekratzte Portion Wolle wird mittels einer flinken Bewegung der Finger, für die man das Verbum lyppa hat, zu einem langen dünnen Strang (lopi) ausgezogen, dieser zu einem losen Knäuel aufgerollt und bis zum Spinnen in einem eigens dazu vordieser zu einem losen Knäuel aufgerollt und bis zum Spinnen in einem eigens dazu vordieser zu einem losen Knäuel aufgerollt und bis zum Spinnen in einem eigens dazu vordieser zu einem losen Knäuel aufbewahrt, der an eine mittelgrosse Puppenbettstelle erinnert und oft mit hübschen Schnitzereien, Inschriften und dergl. verziert ist; man nennt ihn lyppulár, lopulár oder kembulár. — Melierte Wolle heisst samkembd ull, weil schon beim Kratzen die verschiedenen Naturfarben mit einander vermischt werden.

3) Die meisten dieser Bänder waren spjaldofin, wovon schon im II. Abschnitt die Rede war. Bei dieser Art des Webens gehen die Fäden des Aufzuges durch Löcher in dünnen glatten Holztafelchen (spjöld, sing. spjald), die während der Arbeit dicht wie die Blätter eines Buches (woher vielleicht das früher dafür gebräuchliche Verbum bóka kommt) in eines senkrechter Stellung nebeneinander hängen. Indem man die Brettchen in ihrer Ebene dreht, bringt man bald diese, bald jene Fäden nach oben. Diejenigen, die ich im dänischen Volksmuseum in Kopenhagen mass, waren ungefähr 7×7 cm gross; ein längeres und schmäleres Brettchen, um das der Einschlagfaden gewickelt ist, dient als Weberschiffchen. Die Anzahl der spjöld richtet sich nach der Breite des zu webenden Bandes und teils wohl auch nach dem Muster, das sehr reich und vielfarbig sein und aus allerlei Figuren und Buchstaben bestehen kann. Ich sah ein begonnenes Band mit 28 Tafelchen. In

und stickten Blumen<sup>1)</sup> auf die Frauenhandschuhe; einige geübtere klöppelten, webten bunte Satteldecken<sup>2)</sup> und fertigten eine Art Plüsch (flos)<sup>3)</sup> zu Kissen. Im Winter wurden auch Rechen, Sensen, Hufeisen geschmiedet, Netze angefertigt u. dergl. m. — Im Frühling gab es Arbeit auf dem tún; dasselbe wurde mit dem getrockneten und zerkleinerten Dünger bestreut und später, bevor das Gras kräftiger zu spriessen begann, wieder davon gereinigt. Das Abtragen besorgten meist Kinder und Jünglinge, während sie nachts das Vieh hüteten, wobei die Schönheit der isländischen Frühlingsnacht ihrer Arbeit wenig förderlich war.

„madur og kona“, IV. Kap. sitzt die Hausfrau und webt mit solchen Brettchen (hún of í spjóldum). Vom rechten Fuss, der auf einem kleinen Kasten ruht, hat sie den Schuh gezogen und die Schlinge, in welcher der Aufzug endet, um den Fuss gelegt. Mit der einen Hand hält sie das obere Ende des Aufzuges (wodurch dieser straff gespannt wird)



Das Weben mit Holztafelchen.

und schiebt einen Finger in die Lücke zwischen den Aufzugfäden, mit der anderen Hand dreht sie die spjóld und schiesst den Einschlagfaden hindurch. Für „mit Brettchen weben“ sagte man auch „ad hlada spjóldum“ (hlada = eig. aufbauen, häufen; Gndrúnarkvíða II. 26: „hunnische Maide, die mit Brettchen weben“). Diese Weberei (der spjaldvefnadur) ist uralte; Holztafelchen gleich den hier beschriebenen sind in Gräbern des Bronzealters gefunden worden. Jetzt ist sie in gänzlichem Aussterben begriffen. Die Bänder werden aus Wolle gefertigt.

1) Der landläufige Ausdruck für alle blumenähnlichen Verzierungen und ähnliche Arabesken ist rósir (Rosen), die es allem Anschein nach in Island gar nicht giebt; denn wenn sie auch in Büchern erwähnt werden (*Rosa pimpinellifolia*), so habe ich doch noch keinen Isländer gesprochen, der sie gesehen hätte. Sie müssen danach mindestens sehr selten sein. Wenn in isländischen Gedichten von Rosen die Rede ist, hat man dabei durchaus nicht an Rosen, sondern nur an Blumen überhaupt zu denken.

2) Für Satteldecken wird der sogenannte glitvefnadur angewendet. Auf dunkeln Grunde befinden sich vielfarbige geschmackvolle Figuren, dabei hören die bunten Fäden überall mit der betreffenden Figur auf. Eine andere Art von Deckenweberei heisst salún; sie erinnert an das Gewebe der schwedischen wollenen Schürzen, bei denen beide Seiten fast gleich gut aussehen.

3) Die isländische Plüschweberei (wofür man das Verbum flosa braucht) ist sehr eigentümlich, sie besteht aus einer Kombination von Weben und Nähen, welches beides gleichzeitig geschieht.

Alsdann folgten die grasafdir, d. h. die zum Sammeln des isländischen Moores unternommenen Ausflüge. Wer nicht am Gebirge wohnte, zog weit vom Hause fort in die Berge; hier lebte man 2—3 Wochen lang in Zelten, oft eine ganze Schar von Männern und Frauen mit einem Anführer, dem grasaforingi. Das beste „Gräserwetter“ war Feuchtigkeit und Nebel, doch war letzterer gefährlich, besonders für junge hübsche Mädchen, deren sich alsdann der Huldenmann oder der Friedlose bemächtigen konnte<sup>1)</sup>. Bei trockenem Wetter kriechen die „Gräser“ zusammen und verschwinden beinah; man sammelte alsdann des Nachts, während der Tau sie befeuchtete.

Zu allen den Reisen zum Moossammeln, zum Einkauf getrockneter Fische (skreidarferdir) und nach dem Handelsort kamen noch andere Arbeiten. Die Schafe wurden „gerupft“ (rýja = die lose Wolle abpfücken, denn man schor damals nicht) und auf die Berge getrieben, die Lämmer entwöhnt und zu Hause gehütet, wobei man sie draussen tagsüber mit wollenen Stricken an den Füßen fesselte, und endlich ebenfalls auf die Bergweiden gebracht, und ausserdem Kohlen gebrannt, entweder aus Buschholz, das oft weit her geholt werden musste, oder aus den kleineren Stücken des Treibholzes. Nun begann die Heuernte. Die Sense war damals noch sehr unvollkommen; sie hatte noch keine Tülle, um den Schaft aufzunehmen, sondern nur ein umgebogenes Ende, das an den Schaft mit einem langen schmalen Lederriemen (ljáband = Sensenband), in den man einen Keil (fleyur) zwängte, festgebunden wurde. Natürlich sass die Sense oft nicht sehr fest und das Mähen wurde dadurch erschwert. Die Heuernte währte deswegen sehr lange, obgleich täglich 14—16 Stunden gearbeitet wurde; die Leute wurden davon so müde, dass sie beim Wetzen der Sensen kaum stehen konnten, ohne einzuschlafen.

Jetzt ist alle Arbeit durch die vom Ausland eingeführten Geräte bedeutend erleichtert und dazu einträglicher. Nähmaschinen sind fast allgemein, auch Strickmaschinen trifft man schon hier und da. Die Handstrickerei und auch die Weberei<sup>2)</sup> geht dafür allerdings mehr und mehr zurück, man kauft viel fertige ausländische Ware; andererseits aber giebt es jetzt viele gelernte Handwerker, die ihr Fach gründlich verstehen, wie Schuhmacher (skósmidir), Goldschmiede (gullsmidir), Zimmerleute (húsa-smidir) u. s. w. — Dass so mancher Bauernsohn, der sich dem Beamtenstande widmen will, sich deswegen von vornherein für zu gut hält, um noch selbst

1) Siehe Isländische Volkssagen I, S. 27 und Neue Folge S. 138.

2) Ó. S. spricht auch von den Webstühlen. Der alte isländische Webstuhl (wie ihn Olavius in seiner „Ökonomischen Reise durch Island“ gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts beschreibt und abbildet) wurde nur von Frauen benutzt. Um 1790 kam der erste dänische Webstuhl nach Víðvellir; nach seinem Muster wurden bald andere angefertigt. Das Weben wurde seitdem hauptsächlich Sache der Männer; junge Mädchen pflegten sich besonders die ihnen unentbehrlichen bunten Satteldecken darauf zu weben.

bei körperlicher Arbeit mit Hand anzulegen, ist bedauerlich; erfreulich aber ist es zu sehen, wieviel besser die Haustiere jetzt gehalten werden nicht allein des grösseren Vorteils wegen, den man auf diese Weise von ihnen zieht, sondern auch weil die Bildung sich gehoben und den Menschen das Grausame und Schimpfliche ihrer früheren Handlungsweise gezeigt hat.

## VI. Der Handel.

Der isländische Handel befand sich bis zur Mitte des Jahrhunderts ausschliesslich in den Händen der Dänen und wurde nur in den dazu berechtigten Kauforten getrieben; aber selbst nachdem Island volle Handelsfreiheit erhalten hatte, hielt es zuerst schwer, die Leute an deren Benutzung zu gewöhnen.

Die Handelsware der grossen Mehrheit bestand in Strickwaren, Wolle, Talg, Seehundsthran und Federn. Schafe wurden nicht viele verkauft; die Bauern verzehrten ihr Fleisch selber oder teilten es unter sich; ebenso verhielt es sich mit den Fischen, die damals noch nicht gesalzen und in den Handelsort gebracht wurden. Trotz der Geringfügigkeit der Ausfuhr waren aber Schulden (kaupstadarskuldir) selten und galten sogar für höchst nachteilig und unsolide. Man entnahm eben auch nicht allzuviel bei dem Kaufmann — ein wenig an Kaffee, Zucker und Kornware, Eisen, Kohlen, Salz, Tabak und Zimmerholz, den Branntwein nicht zu vergessen. Auch die Einkäufe der Frauen waren geringfügig; ein oder zwei Paar Tassen, ein oder zwei Teller wurden erstanden, auch wohl ein Napf, um bei Gastmählern die Graupengrütze aufzunehmen oder damit der Pfarrer daraus ässe, wenn er zum Taufen oder dergl. käme. Es musste schon eine vornehme Häuslichkeit sein, die zwei oder drei Paar Messer und Gabeln hatte, und solche Kostbarkeiten wurden nur ein- oder zweimal für die Wirtschaft angeschafft, denn mit dergleichen prunkte man nicht alle Tage. Leinwand, Baumwollengarn, Knöpfe u. s. w. kaufte man sehr wenig; selbst die Höherstehenden begnügten sich mit einheimischen Stoffen; Knöpfe fertigte man aus Zinn, Haken und Ösen bog sich fast jeder selbst. Seidene Tücher wurden von Männern und Frauen gekauft, doch so in acht genommen, dass man selten zu solchen Ausgaben schreiten musste.

Man suchte die Handelsorte lange nicht so häufig auf wie jetzt; sogar die Nahwohnenden thaten es höchstens zwei- oder dreimal im Jahre. Der Kaufmann stand in hohem Ansehen und die vornehmen Bauern wetteiferten, um seine Freundschaft zu erringen. Es war keine kleine Auszeichnung, in die Stube des Kaufmanns geladen zu werden — ganz zu schweigen von der Ehre, mit ihm essen zu dürfen. Dies wussten die Kaufleute und auch, dass sie beim Volke im Grunde wenig beliebt waren; daher trachteten sie danach, die reicheren Bauern und die Vornehmeren in jeder Gemeinde, wie Pfarrer und Bezirksvorsteher, für sich zu gewinnen, indem sie z. B.

der Frau zum Abschiede ein seidenes Tuch, dem Manne für seine Reiseflasche ein oft mehrere Pott haltendes Fässchen zum Geschenk machten oder den angesehensten Leuten einige Schillinge als Rabatt in die Hand drückten.

Eine hässliche Sitte, die jetzt glücklicherweise abgekommen ist, war das Verabreichen von Schnäpsen seitens des Kaufmannes und das Lauern auf diese Schnäpse seitens der Bauern. Zwei Gläschen waren selbstverständlich, eines für die abgelieferte Ware (innlagningarstaup) und eines für die entnommene Ware (úttektarstaup; staup = ein kleiner Becher); je nach der Freigebigkeit auf der einen und der Begehrlichkeit auf der anderen Seite wurden aber mehr und mehr Schnäpse hinzugefügt. Rückte der Kaufmann nicht von selbst damit heraus, so bat man ihn geradezu darum, doch waren es hauptsächlich Leute geringen Schlages, die sich soweit erniedrigten. Es kam vor, dass Bauern, die in nächster Nähe des Handelsortes wohnten, ganze Tage lang, wenn sie gerade nichts Dringendes zu thun hatten, in der „búd“ vor dem Ladentische herumlungerten und unablässig mit hoffenden und flehenden Blicken die Branntweintonne anstarrten, bis sie am Abend mit angenehmem Rausch zu Frau und Kindern und oft zu Armut und Schmach heimkehrten. Dieser sehr schädliche Brauch ist nun verschwunden; an seine Stelle aber ist ein anderer, nicht besserer getreten, nämlich die bedeutenden Kaufschulden, die sich oft in guten Jahren am meisten ansammeln und ebenfalls geeignet sind, das Selbstgefühl zu töten und die Gesinnungen zu verderben.

Weit lebhafter als jetzt war früher der inländische Handel, indem Fischer und Landleute ihre Produkte mit einander austauschten; dieser Handel ging nach altem Brauche vor sich, d. h. es wurde nach Ellen und Fischen gerechnet. Die vætt (ein Gewicht von 80 Pfd.) getrockneten Fisches (hardfiski) galt z. B. 20 Ellen (nämlich vadmál) oder 20 Pfund Butter. Jetzt wandert alles erst auf den Ladentisch des Kaufmannes und von dort wieder aufs Land hinaus.

Gegenwärtig kommen durch den Handel mit Schafen und Pferden grosse Summen in das Land, auch Lachs und Schneehühner werden ausgeführt; man isst in Island weniger Fleisch und Fisch als ehemals und es ist fraglich, ob Kaffee und Getreide ein genügender Ersatz dafür sind und die isländische Kälte ebenso gut ertragen helfen.

## VII. Die Bildung.

Vor 40 Jahren lebte man in Bezug auf die Volksbildung in einem von dem jetzigen durchaus verschiedenen Zeitalter. Ausser den drei höheren Schulen (Lateinschule, Theologenschule und Medizinschule, alle drei in Reykjavík) hat Island gegenwärtig 2 Realschulen, 4 Mädchenschulen, 4 Landwirtschaftsschulen, 1 Seemannsschule und 1 Handelsschule, dazu



es mit dem Huldenvolks-Glauben, während ich aufwuchs.<sup>1)</sup> Ich erinnere mich vieler Huldenvolks-Geschichten, die ein alter Mann, Pétur Eyjólfsson, geboren und aufgewachsen zu Rein in Hegranes, uns Kindern erzählte. Seine Mutter war sehr bekannt mit den Huldenleuten, von denen die Klippen um das Gehöft herum voll waren, besonders aber mit einer Frau, die sehr nahe wohnte. Am Sylvesterabend wechselt das Huldenvolk die Wohnung, da ist alles unterwegs, und ist alsdann jemand so glücklich, etwas von dem Reisegepäck, während es aus den Steinen und Hügeln herausgetragen wird, zu sehen und in die Hand nehmen zu können, so rühren die Huldenleute es nicht wieder an und manch einer soll auf diese Weise in den Besitz wertvoller Sachen gelangt sein, denn alles, was das Huldenvolk hat, ist so schön. Pétur sagte, seine Mutter habe an jedem Sylvesterabend das Gehöft umschritten und gesprochen: „Es mögen kommen, die kommen wollen, es mögen fortgehen (fara), die fortgehen wollen, mir und den Meinen ohne Schaden;“ dies war die Begrüssung für diejenigen, die kamen und gingen. Damit fertig, setzte sie einen Spinnwirtel mit einer Kerze in einen Felsspalt bei ihrer Freundin — sie wechselte nämlich nie die Wohnung, sie waren ja so alte Freunde — und am Morgen war die Kerze verschwunden. Nun wendet sich die Geschichte zu Pétur. Einst im Einmánudur, als er Konfirmand war, sass er in der Dämmerung auf seinem Bett in der pallbadstofa zu Rein; es war zu einer Stunde, in der seine Mutter die Abendmahlzeit einzuteilen pflegte und alle draussen waren. Plötzlich sieht er seine Mutter bis zu dem erhöhten Fussboden (pallur) hereinkommen, den Arm auf den Rand desselben legen und vor sich nieder blicken. Dort stand sie eine kleine Weile und ging dann wieder hinaus. Er glaubt nun, sie habe ihn bitten wollen, die Schüsseln hinein zu tragen, und habe ihn nicht gesehen, denn es begann schon recht dunkel zu werden. Er stand deshalb auf und ging gleichfalls hinaus; da sah er, wie seine Mutter durch den Hausgang auf den Vorplatz hinaus ging, und folgte ihr. Als er aber ins Freie kam, ging sie südwärts vom Gehöft nach der Richtung, in der ihre Freundin wohnte. Er wollte nun wissen, was aus seiner Mutter würde, und ging ihr deswegen nach. Als er aber südlich vom Hause war, wurde er plötzlich bei den Schultern gepackt und hörte sagen: „Warum thust du mir das, Freundin!“ und da war seine Mutter herzu gekommen, wogegen diejenige, die er für seine Mutter gehalten hatte, plötzlich verschwand. Die Nacht darauf träumte er, eine Frau käme an sein Bett und spräche: „Es wurde mir nicht vergönnt, dass du zu mir kämest, doch soll das dein sein, was ich dir unter den Kopf lege“, und da waren am Morgen, als er erwachte, neue moosgefärbte Handschuhe, so kostbar als möglich, und diese besass er noch lange nachher.“<sup>2)</sup>

1) Siehe den Abschnitt „Elbensagen“ in den Isländischen Volkssagen, Bd. I.

2) Ó. S. bezweifelt, dass Pétur Eyjólfsson selbst an diese Geschichte geglaubt habe; das nämliche Ereignis habe man von mehreren und stets hervorragend begabten Knaben,

Viele solche Geschichten sowohl von sich als von anderen erzählte uns Pétur, auch muss der Huldenvolks-Glaube, wenigstens in seiner Jugend, in Hegranes ganz besonders entwickelt gewesen sein. Das Terrain besteht dort aus Hügelrücken und einzelnen Klippen mit vielen Thälern und Thälchen dazwischen, solches Land aber eignet sich vornehmlich zum Wohnsitz des Huldenvolkes. Wenn aber auch die meisten darin übereinkamen, dass die Huldenvolks-Ansiedelung in Hegranes gross sei, waren die Leute doch nicht immer darüber einig, wieviel Hulden-Gehöfte es dort gebe. Als ich jung war, hörte ich erzählen, zwei alte Weiber hätten sich über die Anzahl der Huldenvolks-Gehöfte in Hegranes gestritten; die eine behauptete, es wären 13, die andere aber erklärte das für Unsinn, denn es wären 15 und weder mehr noch weniger. Die eine hiess Björg mit dem Beinamen „die mit den langen Füßen“ (hin fótalanga); ich erwähne dies, um zu zeigen, wie genau die Leute über diesen Gegenstand unterrichtet zu sein glaubten. Ich halte es für vollkommen gewiss, dass die Menschen ebenso bestimmt wie sie an das Dasein des Huldenvolkes glaubten, auch überzeugt gewesen sind, es selber gesehen zu haben, nicht nur im Schlaf, sondern auch wachend, und dessen Lebensweise und Nahrungserwerb beobachtet zu haben. Ich hörte in meinen Jugendjahren so viele wahrheitsliebende Menschen mit soviel Ernst und Überzeugung von alledem reden, dass es unmöglich ist, dabei an Aufschneiderei zu denken.

Der Glaube an Gespenster (draugar) war während meiner Kindheit ebenfalls sehr verbreitet; doch waren es vornehmlich die Erscheinungen (svipir) toter Menschen, die von den Leuten wahrgenommen wurden, dagegen weniger Auferweckte (uppvakningar), denn diejenigen, die sich oben im Nordlande mit dem Aufwecken abgegeben haben, z. B. Jón goddi, waren damals fast alle schon tot. Als ich ungefähr sieben Jahre alt war, scheiterte auf Reykjaströnd einmal ein Schiff, auf dem ein Jüngling aus dem Pfarrsitze war. Die Nacht darauf kam er an das Fenster über dem Bett des Pfarrers und recitierte:

„Tot und ertrunken wir alle sind,  
Wir fuhren auf dem Málmeijarsund.“

Man sah ihn seitdem oft im Pfarrort umher gehen in derselben grauen úlpa und schafschwarzen Hose, die er getragen hatte, als er das letzte Mal vom Hause ging. — Auf Skagi war ein Gespenst, ein gewisser Eiríkur, der, wie ich mich erinnere, der gute Eiríkur (E. gódi) genannt wurde. Er war harmlos und schwach; am liebsten trachtete er, die Leute bei dunkelm Wetter und Schneetreiben irre zu führen, und wollte sie dann

z. B. dem Dichter Bjarni Thórarson erzählt, und Pétur, ein kluger, doch ziemlich prahlender Mensch, habe daher aus Eitelkeit ein Gleiches von sich berichten zu müssen geglaubt.

von den Felsen herabzerren, doch gelang es ihm selten, jemandem Schaden zuzufügen, weil er zu kraftlos war.<sup>1)</sup> — Damals war der Thorgeirs-Bulle<sup>2)</sup> zuweilen auf der Wanderung im Skagafjörður, wie auch die Árbæjarskotta<sup>3)</sup>, und sogar der allbekannte Írafells-Móri<sup>4)</sup> hatte sich dort blicken lassen, wie mir gesagt wurde; mit am deutlichsten erinnerlich ist mir aber das Ende der Skinnpilsa<sup>5)</sup>; das ich Niels skáldi erzählen hörte. Sie trieb hier und dort im Skagafjörður allerlei Unfug und Possen und da wurde Niels endlich angestellt, um sie unschädlich zu machen, denn er galt in derlei Sachen für den besten Helfer (bjargvættur = Schutzgeist). Er begab sich auf jenes Gehöft — mir ist, als wäre es draussen in Blönduhlíð gewesen — welches Skinnpilsa gerade heimsuchte, und nahm dort seinen Aufenthalt. In der ersten Nacht, die Niels daselbst zubrachte, war von Skinnpilsa nichts zu spüren, was etwas ganz Neues war. Niels blieb eine zweite Nacht dort und da kam Skinnpilsa allerdings, that aber nichts. Am Tage darauf in der Dämmerung war Niels vorn im Hausgange mit Mahlen beschäftigt, und da ist plötzlich, ehe er sich dessen versieht, Skinnpilsa an ihm vorüber in den Gang gekommen und glotzt ihn mit weitaufgerissenen Augen ganz unheimlich an. Da ging Niels auf sie zu, sie aber wartet sein Kommen nicht ab, sondern fährt durch die Wapd hinaus. Das getraute sich Niels ihr nicht nachzumachen, sondern lief durch die Hausthür hinaus und als er auf den Vorplatz kam, erspähte er Skinnpilsa weit drunten im

1) Nach Ó. S. war Eiríkur góvi durchaus nicht so unschädlich; da er aber ein Familien-Folgegeist (ættarfylgja) war, trafen seine Übelthaten fast nur Glieder der Familie, der er folgte. (Das Verbum fylgja mit „folgen“ wiederzugeben, ist übrigens nicht ganz korrekt; in vielen Fällen bedeutet es „begleiten“.)

2) Über den Thorgeirs-Bullen siehe „Isländische Volkssagen“ I, S. 163.

3) Den Namen Skotta führen viele weibliche Gespenster von dem Zipfel (skott) an der Mütze; ausserdem werden sie nach dem Ort genannt, an dem sie ihre Hauptthätigkeit entfalten, also hier die Skotta von Árbær. Bei Jón Árnason wird sie ausführlich als ein mörderisches Gespenst geschildert; von Wuchs erschien sie meist als ein zwölfjähriges Mädchen in kurzem braunem Rock, schafschwarzer Jacke und einer quastenlosen braunen Zipfelmütze (skotthúfa).

4) Móri (eigentlich ein Name für einen Hund oder einen Schafbock von graubrauner (móraudur) Farbe) heissen viele männliche Gespenster wegen ihrer graubraunen Jacke oder úlpa. Der Móri von Írafell trägt dazu (nach Jón Árnason) graue Hosen und einen schwarzen Hut mit breiter Krempe, die über dem linken Auge einen grossen Einschnitt hat. Er war einem 1821 verstorbenen Bauern Kort und seiner Frau Ingibjörg von verschmähten Freiern aus Eifersucht zugeschickt, damit er ihnen und ihren Nachkommen bis ins neunte Glied folge. Ein von den Freiern bestellter Zauberer benutzte zu diesem Zweck einen draussen verunglückten Burschen: da er ihn aufweckte, bevor er gänzlich tot war (volgur = lauwarm), so musste das Gespenst wie ein lebender Mensch täglich seine Mahlzeiten haben und sogar ein Bett zum Schlafen verlangte er. Dieser Móri richtete viel Schaden in Häusern, Ställen, Speisekammern und im Freien an, doch soll er keine Menschen getötet haben.

5) Skinnpilsa trug einen Weiberrock (pils) von Fell (skinn). Sie war — nach Jón Árnason — einem Manne im Skagafjörður zur Strafe für begangene Treulosigkeit von Verwandten des von ihm betrogenen Mädchens zugeschickt worden.

Sumpf; er rief nach ihr und gebot ihr, auf ihn zu warten, und das musste sie, wenn auch widerstrebend, thun. Der Kampf zwischen beiden endete nun damit, dass er Skinnpilsa dort im Sumpf unterbrachte. Er hat, wie er nachher sagte, streng verboten, dort Grastorf zu schneiden, und meinte, das werde wohl helfen.

Im Alter von 14 oder 15 Jahren kam ich einst auf einen Melkplatz beim nächsten Gehöft; da stand die Hausfrau mit ihrer Magd über dem Flüsschen ausserhalb der Umhegung und schien mir mehr tot als lebendig. Sie hatte plötzlich einen epileptischen Anfall (flog) bekommen und war umgefallen, während ihr der Schaum vor den Mund trat; die Ursache davon war, dass ein Mann, dem der Thorgeirs-Bulle folgte, des Weges daher kam. Sie (die Frau und die Magd) hatten zwischen sich ein Strumpfband, welches sie in verschiedenen Richtungen über dem Flüsschen zu einer Schleife legten; dies ist das einzige Mal, dass ich eine sogenannte Siegesschleife (sigurlykkja) habe schlingen sehen; sie soll Tiere heilen, die durch Gespenster Schaden gelitten haben, dieses Mal half sie jedoch nichts.

Von mancherlei Art waren die Folgegeister (fylgjur) der Menschen; einigen sollten Hunde folgen, anderen Katzen, Lichter u. s. w. oder auch die Gestalten (svipir) kürzlich Verstorbener. Die Leute sahen die Folgegeister derjenigen, die am nächsten Tage kamen, entweder wachend am Tage oder im Schlafe in der Nacht vorher. Als ich Konfirmand war, kam ein junger Mann in einer Lawine ums Leben und wurde als Leiche von dort ansässigen Bauern auf ihr nahes Gehöft gebracht. Im Winter darauf sagte eine Frau in dem Hause, wo ich mich aufhielt, oft des Morgens, an diesem Tage werde einer der Bauern, die den Verunglückten zu sich nach Hause getragen hatten, kommen, und in den meisten Fällen traf dies zu. Wie sie sagte, erschien ihr der junge Mann stets im Traume in der Nacht, bevor die Bauern kamen. Noch viel mehr Derartiges liesse sich zusammenstellen, doch möge dies genügen.

An Zauberei (galdur) glaubten die Leute um die Mitte dieses Jahrhunderts ganz fest; die Zauberer (galdramenn) sollten besonders auf den Hornstrandir daheim sein; sie waren oft sehr rachgierig und schwer mit ihnen auszukommen. Im Skagafjörður war ein wenig früher, als meine Erinnerung reicht, ein junger Mann — ich will ihn nicht mit Namen nennen —; jede Fertigkeit, die er erlernte, geistige sowohl wie körperliche, wurde ihm spielend leicht und seine Eltern waren sehr wohlhabend. Als er etwa 20 Jahre alt war, zog er westwärts nach den Hornstrandir und that dort Zimmermannsarbeit bei einem Bauern. Der Bauer hatte eine Tochter; der junge tüchtige Mann gefiel ihr gut und sie ihm ebenfalls; sie verlobten sich, und darauf reiste er wieder heim ins Nordland. Bald aber wurde er anderen Sinnes und sagte dem Mädchen ab. Er hatte, als er nordwärts zog, seine Zimmeraxt im Westlande gelassen und diese sandte ihm der

Vater des Mädchens, sobald er Kunde von seiner Treulosigkeit erhielt. Als er aber zum erstenmale mit der Axt hieb, fiel, wie berichtet wird, das Blatt in zwei Stücke auseinander und damit hatte, wie später allgemein behauptet wurde, sein Glück ein Ende. Er schloss eine minder gute Heirat, sein Vermögen verringerte sich, trotz aller seiner Tüchtigkeit, und das oft auf seltsame Weise, und zuletzt zog er mit wenigen oder gar keinen Mitteln samt Frau und Kindern nach den Hornstrandir, wo ihn die Feindseligkeiten der Zauberer oft in schlimme Lagen brachten nach dem, was sein Sohn mir erzählte. — Als ich ein Knabe war, erzählte mir ein Erwachsener, er habe bei seinem Grossvater, der nun schon längst gestorben war, ein Zauberbuch (galdrakver) gesehen; es habe Zauberzeichen (galdra-stafir) enthalten nebst Anweisungen, sie zu gebrauchen, und verschiedenes gelehrt, z. B. zu erfahren, wer gestohlen habe, Tierbisse von sich abzuwenden u. s. w., und an einigen Stellen sei mit einer anderen Hand als der des Buches geschrieben gewesen: „als wahr erprobt“. Als hervorragendste Hexenmeister (kunnáttumenn; kunnátta = die Kenntnis, das Können) hörte ich im Skagafjörður Jónas Jónsson in Vatn und Björn in Raudhóll nennen. Man erzählte, es habe ihnen wenig Mühe gekostet dahinter zu kommen, wer gestohlen habe, und die Diebe seien vor ihnen ebenso bange gewesen wie vor dem Sysseľmann. Jónas, der zuletzt in Stardalur im Kjalarnes-Bezirk wohnte, erzählte mir eine Geschichte von sich und seinem Namensvetter zu Vatn. Als Jónas noch im Svínadalur zu Rútsstađir wohnte, wurden ihm einst 40 Species gestohlen. Da reiste er nach dem Skagafjörður und suchte seinen Namensvetter auf — denn sie kannten sich von früher — und bat ihn um Hilfe. Jónas wollte sich aber nicht dazu verstehen und sagte, er könne es nicht. Nun bot er dem Namensvetter Geld für eine Hilfsleistung, das wollte dieser aber nicht nehmen und blieb bei seiner Weigerung. Zuletzt sagte er: „Reise heim, Freund, es dauert nicht lange, bis du dein Geld wieder erhältst.“ Da zog Jónas wieder gen Westen und legte sich abends in seinem Bette schlafen wie immer; am Morgen aber fand er seine 40 Species unter dem Kopfkissen und war fest überzeugt, Jónas habe den Dieb gezwungen, sie zurück zu erstatten.

Nah verwandt mit dem Zauberglauben war der Teufelsglaube insofern, als die Leute glaubten, böse Menschen könnten in Verbindung mit dem Teufel treten und sich von ihm allerlei Dienste erweisen lassen; die meisten fürchteten sich aber vor ihm, wie man auch nicht anders erwarten kann, und wollten am liebsten nichts mit ihm zu thun haben. Einige haben sich nun ohne Zweifel seiner Anfechtungen vorschriftsmässig mit frommen Gebeten erwehrt, doch gab es auch solche, die es für nützlicher hielten, ihn zu beschimpfen, besonders wenn sie das Gedicht „Gedfró“ (Linderung, Trost) konnten. Ein Mann, der jetzt alt geworden ist, hat mir erzählt, er

habe in seiner Jugend ein altes Weib gekannt, das oft folgende Strophen an den Teufel hersagte<sup>1)</sup>:

„Schämen nun sollst du dich,  
Leidiger Schalk du,  
Des, dass du fuhrst zu mir  
Über Flærdardalsheidi.  
Spott treibst du, dummer Schuft,  
Mit meinem Herzen;  
Ach, falle du zurück  
In die ewige Marter.“

Manchen Leuten konnte die Behandlung des Teufels sogar zu Herzen gehen. Vor meiner Zeit war im Skagafjörður ein Mann, der oft, wenn er ein wenig berauscht war, Thränen darüber vergoss, wie man mit dem Teufel verfuhr, und dabei sagte: „Schwer hat es dieser Ärmste, dessen niemand sich annimmt, sondern den alle schmähen<sup>2)</sup>.“ Zu meiner Zeit kam es auch vor, dass Leute mit dem Teufel bekannt zu sein und von ihm Geschenke zu empfangen glaubten, und hiervon will ich eine Geschichte erzählen, die ich im Norden hörte, wo sie sich um die Mitte dieses Jahrhunderts zugetragen haben soll und von einigen bestimmt geglaubt wurde. In einem Bezirk war ein nicht konfirmierter widerspenstiger junger Mensch. Er wollte nicht zum Unterricht kommen; als man ihn aber endlich dazu gebracht hatte und er bei dem Pfarrer den ersten Artikel des dritten Kapitels hersagen sollte, soll er ihn so gesprochen haben: „Die Erfahrung zeigt, dass die Menschen nicht so gut sind, wie sie sein sollten; alle haben ihre Fehler: Jón in Kálfárdalur hat seinen Lýsingur<sup>3)</sup> für geräuchertes Fleisch (spad) verkauft.“ Diese Geschichte machte im Norden die Runde, ob sie aber wahr ist, kann ich nicht sagen. Das aber ist gewiss, dass er vor der Konfirmation bei einem guten, gottesfürchtigen Bauern untergebracht wurde, um für die christliche Gemeinschaft vorbereitet zu werden. Dort glaubte er, wie erzählt wird, in Bekanntschaft mit dem Teufel zu kommen und redete dies einigen seiner Hausgenossen ein; so dass sie bange wurden. Des Abends, sagt man, kam eine schwarze Gestalt an das Fenster der badstofa; dann sprang der Bursche hinaus, indem er sagte: „Nun will kölski (populäre Benennung des Teufels) mich treffen.“ Einmal soll er

1) Ich übersetze diese Strophen wörtlich unter Beibehaltung des Metrums, verzichte aber auf die Wiedergabe der Reime, weil sie sich ohne Ungenauigkeit nicht ermöglichen lässt.

2) Ó. S. ist mit dem hier Erzählten nicht ganz einverstanden, berichtet aber doch selbst, dass der betreffende Mann, den er gekannt hat und der immer fürchterlich geflücht und den Teufel im Munde geführt hatte, in späteren Jahren einst etwas angetrunken an- und den Teufel im Munde geführt habe: „Ich habe nun ganz aufgehört, den Alten mit Namen zu gekommen sei und gesagt habe: „Ich habe nun ganz aufgehört, den Alten mit Namen zu nennen, ich nenne ihn nur noch den Ärmsten (aumingi), denn erstlich ist das feiner, und dann meine ich auch, es sei keiner so elend wie er, dieser verdammte Elende (bólvadur aumingi), der von aller göttlichen Gnade und Barmherzigkeit ausgeschlossen ist.“

3) Lýsingur ist der Name eines weissen Pferdes.



mit 4 Species gekommen sein, von denen er behauptete, der Teufel habe sie ihm zugesteckt, und keiner konnte sich erklären, wie er zu dem Gelde gekommen sei. Man nahm es ihm daher fort und der Bauer ging damit, wie man sagt, zum Pfarrer und wollte, die Kirche solle es zu einem Kelch nehmen, weil nur auf diese Weise der Teufel seine Hand davon abziehen und es gesegnet werden würde. Endlich kam der Bursche in die Zahl der Christen, doch war seine Gesinnung darum nicht viel christlicher als zuvor. Als er 18 Winter zählte, hatte er drei grosse Diebstähle begangen und sollte, so viel ich mich entsinne, sich nun der schwersten Körperzüchtigung unterwerfen; da aber verunglückte er plötzlich auf rätselhafte Art im Meereise, das vom Lande forttrieb, und wurde nie mehr gesehen. Sein jähes Ende wurde für ein Urteil Gottes für seinen Übermut und gottlosen Lebenswandel angesehen<sup>1)</sup>.

Noch viel anderes liesse sich vom Aberglauben berichten, wie z. B., dass es allgemein üblich war, auf die Butter, die man verkaufte, ein Kreuz zu machen, um zu zeigen, dass es keine „Zuträgerbutter“ (tilberasmjör)<sup>2)</sup> sei; ein Theerkreuz über die Haus- und Schafstallthüren zu machen, um Gespenster und andere böse Geister zu verscheuchen u. s. w., doch will ich das bereits Erzählte als Beispiele des Aberglaubens genügen lassen. Der Aberglaube hat seitdem sehr abgenommen<sup>3)</sup>. Das Huldenvolk lässt sich jetzt selten sehen, die Gespenster sind solche Tölpel geworden, dass sie, statt Menschen zu töten, wenig anderes thun, als Kühen und Schafen die Hörner zu zerbrechen und andere Kleinigkeiten. Doch giebt es hier zu Lande wie anderswo noch Aberglauben, auch wird er immer in irgend einer Form der Begleiter des Menschengeschlechtes sein; es ist z. B. noch nicht länger als 2—3 Jahre her, dass hier vor Gericht bekundet wurde, es sei ein Zauberer (kunnáttumadur) gesucht worden, der ausfindig machen sollte, wer gestohlen habe.

1) Ó. S., dem die Geschichte des gottlosen Burschen gleichfalls wohlbekannt ist, hat von vielen Leuten behaupten gehört, derselbe habe an seinen Bund mit dem Teufel selber nicht geglaubt, sondern nur anderen damit Angst einjagen wollen, um mit dem Katechismus verschont zu werden, und das Geld habe er natürlich irgendwo gestohlen. Doch konnte er, wie der Verfasser dem gegenüber im Tímárit 1895 ganz richtig bemerkt, auf diesen Einfall gar nicht kommen, wenn er nicht wusste, dass viele an seine Lügen glauben würden.

2) Den tilberi bereiteten die Frauen im Geheimen aus der Rippe eines Toten und statteten ihn mittels eines bei Jón Árnason ausführlich beschriebenen Verfahrens mit Zauberkraft aus, worauf er fremden Kühen und Schafen die Milch aussog und sie seiner „Mutter“ in ihr Butterfass heimbrachte. Die daraus bereitete Butter (tilberasmjör) verfrug weder das Kreuz noch den „Butterknoten“, sondern zerfiel darunter in kleine Brocken oder zerrann wie Schaum. Die von dem tilberi heimgesuchten Milchtiere bekamen eine Krankheit am Euter und mussten deshalb oft geschlachtet werden; um sie vor dem tilberi zu schützen, machte man ihnen unter dem Euter und über dem Rücken das Kreuzeszeichen und legte ihnen Davids Psalter auf den Rücken.

3) Ó. S. bezweifelt den günstigen Einfluss der Bildung hinsichtlich des Aberglaubens, denn es komme jetzt noch vor, dass gebildete Leute sich im Dunkeln so fürchten, dass sie nicht eine Nacht allein in einem Zimmer schlafen können.

## IX. Belustigungen.

Um die Mitte des Jahrhunderts waren die Vergnügungen weder zahlreich noch mannigfaltig. An Kinder- und Jugendspielen sind zu nennen das Fuchsspiel (skollaleikur; skolli wird auch der Teufel genannt), das Riesinnenspiel (skessuleikur), das Riesenspiel (risaleikur) und das Knopfspiel (hnappleikur). Auch Schnee- und Schlittschuhe waren im Skagafjörður nicht ganz unbeliebt und Ringkämpfe (glímur) wurden von jungen Leuten veranstaltet, zuweilen am Kirchort nach dem Gottesdienst.

Ein Hauptvergnügen waren im Sommer die sonntäglichen Ausritte, wobei man in Scharen „nach einer anderen Kirche ritt“, wie man sagte, und unterwegs gewaltig viel trank. Zu Ende des Sommers wurden die réttarferdir<sup>1)</sup> unternommen, auf die das junge Volk sich lange vorher freute. Männer und Frauen sorgten schon lange zuvor für Reitpferde, denn man schämte sich, wegen Pferdemangels zu Hause bleiben zu müssen. Zuweilen wurde unter Trinken und Singen die Nacht bei der Hürde durchwacht, bis dann bei Tagesanbruch das Aussuchen der Schafe begann. Die Frauen standen auf dem Wall der Hürde oder aussen herum; es herrschte ein geräuschvolles Treiben, die Marken der Schafe wurden ausgerufen, die Männer tranken und schrieten und fast regelmässig kam es aus irgend einer Ursache zu Schlägereien.<sup>2)</sup>

Auch Gastmähler fanden statt, nämlich bei Hochzeiten (brúkaupsveizlur), Begräbnissen (erfidrykkjur) und Taufen (skírmarveizlur). Bei Hochzeiten sass das Brautpaar mit dem Pfarrer und seiner Frau an dem „hohen Tisch“ (hábord), der quer im Raume und etwas höher stand, als die anderen Tische, die verlängs geordnet waren und an denen den übrigen Personen von den Aufwärtern ihre Plätze nach ihrem Range angewiesen wurden. Die üblichen Gerichte waren Graupengrütze mit Sirupmilch darüber, Hängefleisch und „lummur“; dazu gab es reichlich Branntwein, seltener Punsch. Im Eyjafjörður und wahrscheinlich auch im Skagafjörður

1) Im Herbst werden die Schafe von den Hochweiden in eine grosse Hürde (rétt) zusammengetrieben und hier nach den in die Ohren geschnittenen Marken ihren Eigentümern zugewiesen.

2) Ó. S. behauptet, dass der Verfasser von der Trunksucht in Übertreibungen redet und dass es hauptsächlich nur 3 oder 4 „Branntwein-Berserker“ (brennivínsberserker) gewesen seien, die Unruhen verursacht hätten; der Verfasser will diese Einschränkung nicht gelten lassen und erzählt im Tímárit 1895 von einem ergötzlichen Auftritt, der sich zwischen 1800 und 1860 bei Gelegenheit einer réttarferd zugetragen hat. Der Bezirksvorsteher war mit einem gewissen Jón Skúlason handgemein geworden; die Bauern standen ihm bei und halfen ihm auf den Hürdenwall. Hier schritt er in sehr kampfbereiter Haltung auf und ab und rezitierte mit dröhnender Stimme:

„Ich halte jedem Helden Stand  
Mit unerschrocknem Mute,  
So lang ich trag' in meiner Hand  
Das Schwert, das scharfe, gute.“

Der Verfasser bezweifelt, dass dieser Bezirksvorsteher ganz nüchtern gewesen sei.

veranstaltete man früher sogenannte Brotmahlzeiten (braudveizlur), bei denen es ausschliesslich Gebäck, z. B. lummur, Waffeln, Weizenkuchen u. s. w. gab; was die Gäste von ihrem Anteil nicht verzehrten, nahmen sie ihren Kindern mit heim. Vor dem Beginn der Mahlzeit wurde ein langer Tischpsalm (bordsálmur) gesungen; nachher gab es Kaffee, ein zweiter Tischpsalm folgte und dann stand man auf. Während des Essens unterhielt man sich mit Gesprächen und Gesängen, da jedoch sehr viel getrunken wurde, blieben auch laute Zänkereien nicht aus. Das Tanzen war unter dem Volk damals unbekannt und als Musikinstrument hatte man nur das Langspiel (langspil)<sup>1)</sup>. Jetzt wird sogar auf dem Lande ziemlich viel getanzt und verschiedene ausländische Spiele, die man Weihnachtsspiele nennt, breiten sich immer mehr aus. Die Musik wird ebenfalls besser gepflegt, das Harmonium ist in vielen Kirchen vorhanden und verbessert wesentlich den Gesang. Der Trunk hat zum Glück bedeutend abgenommen und wird nun nicht mehr als ein Zeichen der Männlichkeit, sondern mehr und mehr als ein Laster angesehen.

Vom Vortrage der sögur und rímur ist schon früher die Rede gewesen. Es sind nun noch die Brettspiele (tafl, pl. töfl) und Kartenspiele (spil) zu erwähnen. Unter den ersteren waren Fuchsschach (refskák) und Mühle (mylna) hauptsächlich Kinderspiele; Erwachsene spielten kotra (eine Art Würfelspiel) und das eigentliche Schach (mannskák). Der Kartenspiele gab es viele, das beliebteste war alkort; es ist jetzt so ziemlich aus der Mode gekommen, nur alte Leute können es noch; früher aber wurde es mit grösstem Eifer oft ganze Nächte lang gespielt und auch jetzt noch werden die Alten wieder jung, wenn sie alkort zu spielen beginnen. — Whist drang vor etwa 40 Jahren bis zum Skagafjördur vor und L'hombre, zuerst nur bei den Vornehmeren eingeführt, wurde zwischen 1850 und 1860 bereits von der grösseren Menge des Volkes vielfach gespielt.

### X. Die Bettler.

Ein grosser Übelstand war bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die Bettelei. Im Skagafjördur wimmelte es von Bettlern (förumenn; fara = umherziehen), die ohne zu arbeiten von der Mildthätigkeit anderer lebten und oft viel bessere Tage hatten als diejenigen, die ihnen gaben. Fast alle diese Bettler hatten Beinamen, z. B. Einar durgur (Lümmel oder Flögel), Jón kvennpeysa (Frauenjacke) u. s. w. Auch einzelne Frauen waren darunter. Man konnte die Bettler in zwei Klassen teilen. Die zu der ersten Klasse gehörenden zogen nur im Sommer oder während der Heuernte umher, durchzogen viele Bezirke, sogar mehrere Distrikte, besuchten dabei jedes Gehöft und bettelten überall. Sie waren beritten und führten zuweilen

<sup>1)</sup> Das langspil ist ein Island eigentümliches Saiteninstrument, ein Mittelding zwischen Zither und Geige.

noch ein Packpferd mit; sobald die Ladung voll war, brachten sie sie zur Aufbewahrung unter und zogen dann von neuem aus. Am liebsten wollten sie Wolle, Butter und Geld haben, an Fischen und Cerealien lag ihnen weniger. Sie reisten sehr gemächlich und waren an dem langsamen Gange ihrer Pferde schon von weitem zu erkennen. Meist waren sie in unzulänglicher zerlumpter Kleidung und trugen allerlei Krankheiten zur Schau, die zuweilen ganz fingiert waren. Einige z. B. stopften sich am Leibe aus, um sich das Aussehen zu geben, als hätten sie den Blasenwurm (Echinococcus). Styrbjörn hiess ein Bettler, der sein Leben mit Betteln zugebracht hatte und sich besonders gut darauf verstand. Einem Anfänger in der Kunst des Bettelns, der über seine geringen Erfolge klagte, gab er die gute Lehre: „Du musst nur recht kläglich thun.“ Eine Zeitlang that er, als habe er den Blasenwurm, und stellte sich so krank, dass man ihm vom Pferde und wieder hinauf und in der Stube auf den pallur helfen musste. So trieb er es auch auf einem Gehöft, wo nur eine kränkliche Frau und ein kleines Mädchen daheim waren. Sie strengten sich aufs äusserste an, um ihn auf den pallur zu bringen, dabei kam der Hausherr nach Hause und hörte ihn gerade sagen: „Wendet nun alle Kraft an, aber geht mit den Gliedern sachte um!“ Da packte ihn der Bauer und schwang ihn mit einem Ruck auf den pallur; dabei schien es ihm aber, als sei Styrbjörn merkwürdig weich anzufühlen, und er entdeckte nun bei genauerer Untersuchung ein Kissen, mit dem er sich ausgestopft hatte. Er bekam eine derbe Züchtigung und befand sich danach so wohl, dass er hinaus stürzte, allein aufs Pferd stieg und eiligst davon ritt. So sehr aber war man gewöhnt, den Bettlern zu geben, dass sie ihre Almosen nicht einbüssten, wenn sie auch auf solchen Kniffen ertappt wurden.

Viele dieser Bettler waren sehr unverschämt und wurden sogar grob, wenn ihnen nicht Butter, Wolle oder Geld gegeben wurde. Die Spende war ihnen oft zu gering, besonders wenn nicht die Hausfrau selbst sie reichte. Einar durgur sagte einst, als bei den Eltern des Verfassers eine Magd ihm das Essen brachte: „Wenn ich auch nicht gut sehe, so sehe ich doch, dass die Schüssel nicht voll ist.“ Als etwas Selbstverständliches verlangten sie auch noch eine Begleitung, besonders wenn sich ein Fluss oder andere Hindernisse auf ihrem Wege befanden. Das Amt des Begleiters wurde immer einem jungen Burschen übertragen und es war die schlimmste Geduldsprobe für die Jugend, alle die Nörgeleien und Scheltworte der Bettler über sich ergehen lassen zu müssen; bald ging es zu schnell, bald hatte man einen unnötig schlechten Weg gewählt, oder es war unverantwortlich, dass man von den schwierigen Stellen nicht eher gesprochen hatte, als bis sie da waren u. s. w. Um die Zeit des Heimtriebes der Schafe liessen sie sich mit ihrem Sommererwerb nieder und lebten ganz behaglich, bis sie im nächsten Sommer wieder auszogen. Einar durgur sagte einst zu einem Bekannten: „Wir werden ja sehen, ob ich nicht mit

meinem Gewerbe ebenso viel zusammenbringe, wie diejenigen, die mit der Sense ausziehen, mit dem ihrigen.“ Diesem Einar brachte die Bettelei soviel ein, dass er sich, als er etwa 60 Jahre zählte, mit einem ebenso alten Weibe, einer Gemeindearmen, verheiratete und bis zu seinem Tode für sich und sie genug erbettelte, um davon leben zu können. Man erzählte aber, Pfarrer und Bezirksvorsteher in der Heimat der Frau hätten diese Heirat gefördert und sogar die Hochzeit ausgerichtet.

Noch weit zahlreicher waren die Bettler der anderen Klasse; diese begehrten keine andere Spende als die tägliche Speise. Sie waren beständig unterwegs, denn viele von ihnen hatten gar keine feste Heimstätte, oder sie kehrten nur gelegentlich zu Hause ein, um ihre Kleider waschen und ausbessern zu lassen. Zuweilen hielten sie sich mehrere Tage auf einem Gehöfte auf und verrichteten manche Arbeit, wie Walken oder Mahlen; auch zogen sie oft mit grossen Lasten von Holzwaren umher, die sie von irgend jemandem zu verkaufen beauftragt waren. Sie waren viel bescheidener als die zuerst geschilderten Bettler; oft erhielten sie ausser der Kost noch etwas geschenkt, wie Strümpfe, Schuhe oder Handschuhe, doch baten sie gewöhnlich um nichts. Übrigens waren einige von ihnen die ärgsten Vielfrässe, wahrscheinlich weil sie oft Hunger leiden mussten, und es machte vielen Leuten Vergnügen zu sehen, wie viel sie bewältigen konnten. Nachdem die Hausmutter ihnen die Mahlzeit gereicht hatte, trugen Dienstboten und Kinder noch ihr Erübriges herbei, was mit Dank angenommen wurde. Dies war ja auch das einzige Vergnügen, das man von ihnen hatte, denn sie waren meist ganz nichtssagende Menschen. Der einzige Bettler, der mit wirklichem Humor und Witz die Leute amüsierte, war Magnús sálarháski (Seelengefährdung). Er durchzog fast das ganze Land und wurde oft zu Festlichkeiten geladen, weil er ein seltenes Talent besass, Frohsinn und Gelächter zu erregen. Der Verfasser hat als Kind Magnús einmal gesehen; er kam zu seinen Eltern aufs Gehöft und erbot sich, eine Schere zu schleifen. Er brachte nun eine lange Zeit damit zu, sich auf dem Grasfelde eine Stelle zu suchen, die ihm beim Schärfen als Lager dienen konnte, denn er brauchte dazu drei Erdhöcker, einen unter dem Genick, einen unter den Füssen und einen mitten unter dem Körper; alsdann lag er dort eine sehr lange Zeit auf dem Rücken und schliff die Schere haarscharf, denn das verstand keiner so gut wie er.

Viele sind ohne Zweifel aus Arbeitsscheu Bettler geworden, oft sind aber auch schlechte Erziehung und Lieblosigkeit der Eltern daran schuld gewesen. Der vorerwähnte Styrbjörn wusste viel von der Härte seines Vaters zu erzählen, der ihn nie mit Liebe behandelt und für jede Kleinigkeit geschlagen habe. Einst trieb bei ihrem Wohnsitz ein grosses Stück Walfischfleisch<sup>1)</sup> an den Strand. Nun herrschte im Volke der Glaube,

1) Hvalthjós, ein aus einem Walfisch herausgeschnittenes Stück Fleisch oder Speck.

dass das Fleisch mancher Wale tödlich sei, deshalb sollte dieses an Styrbjörn versucht werden. Es wurde gekocht und dem Knaben befohlen, davon zu essen. Da er sein Leben lieb hatte, bat er: „Lieber Vater, gib den Walfisch den Hunden!“ Es half aber nichts, er musste essen. Das Gericht schmeckte ihm indessen vorzüglich und er rief nach beendeter Mahlzeit: „Das beste Essen, ach Gott!“ Von nun an bekam er nichts mehr davon.

Das Bettlertum, Jahrhunderte lang eine schlimme Plage in Island, hat jetzt ganz aufgehört, wenn auch vielleicht einmal ein Einzelner in schlechten Zeiten vorübergehend dazu greift. Jeder, der arbeitsunfähig ist, wird jetzt aus Gemeindemitteln unterstützt und nötigenfalls ganz erhalten<sup>1)</sup>.

## XI. Verschiedenes.

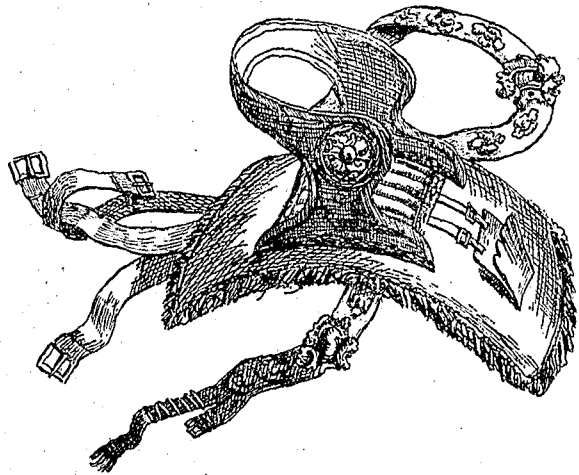
Unter dieser Aufschrift teilt der Verfasser noch einiges mit, das in keinen der vorigen Abschnitte hinein passt. Zwischen 1840 und 1850 waren Taschenuhren (úr) noch so selten, dass eine ganze Gemeinde deren oft nicht so viele besass, wie heutzutage manch einzelnes Heimwesen. Pfarrer, Bezirksvorsteher und einzelne Bauern mögen Taschenuhren gehabt haben, trugen sie aber nur bei besonderen Gelegenheiten. Jetzt haben sogar viele Knechte und wohl gar einige Dienstmägde ihre Uhr und man kann nun, auch wenn die Sonne nicht zu sehen ist, eine Zeitvergeudung nicht mehr mit dem Mangel an Uhren entschuldigen. Mit den Wanduhren (klukkur) verhielt es sich natürlich ebenso, doch waren die Sanduhren damals bereits ausser Gebrauch. Die Zeit wurde nach Tagesachteln (eyktamörk) bestimmt; „midurmorgun“ war morgens um 6, „dagmál“ (mál = Anfang) um 9, „hádegi“ oder „middegi“ um 12, „nón“ um 3, „midaptan“ (oder „miduraptan“) um 6, „náttmál“ (Nachtanfang) abends um 9, „midnætti“ nachts um 12 und „óttá“ (Frühe) um 3 Uhr. Die dazwischen liegenden Stunden wurden durch Umschreibungen ebenfalls nach diesen eyktamörk bezeichnet.

Gesetzgebung, häusliches Regiment und Erziehung waren im 16., 17. und 18. Jahrhundert sehr streng. Vergehen gegen die Sittlichkeit wurden vielfach mit dem Tode bestraft; schwere Körperzüchtigung wurde für jede Kleinigkeit verhängt. Die Hausherren durften ihr Gesinde prügeln und mit der Peitsche schlagen und das Haupterziehungsmittel der Eltern waren Schläge, die den Kindern vornehmlich am Karfreitage verabfolgt wurden, weshalb die Jugend vor diesem Tage ganz besondere Angst hatte. Ein

1) Ó. S. sagt, die Bettelei und das Herumtreiben (flakk) sei eine alte Erbsünde aus früheren Jahrhunderten gewesen, die man erst nach und nach habe ausrotten können. Auch könne man aus der „Instruktion“ schliessen, dass die Sysselmänner früher, wahrscheinlich nach dem Königsbriefe vom 10. März 1784, manchen Personen Pässe gegeben haben, die Distrikte zu durchziehen, denn im 47. Paragraphen werde den Bezirksvorstehern verboten, solchen Leuten, die nicht ihren richtigen Sysselmannspass hätten, das Herumstreifen und Betteln zu erlauben.

Pranger (gapastokkur) befand sich auf dem Gehöft jedes angeseheneren Mannes und natürlich an jedem Kirchorte für solche, die die Kirche versäumten oder ihren Herren nicht gehorchten. Die Mutter des Verfassers hat in ihrer Jugend einen alten Mann, Ólafur mit Namen, gekannt, der als zwanzigjähriger Jüngling an den Pranger gestellt worden war, weil er nicht in die Kirche ging; er war aber so wenig zerknirscht, dass er am Pranger so laut, dass man es in der Kirche hörte, sang: „Hier steh' ich ruhig, ob Spott und Hohn die Welt mir auch bereitet.“

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern war bei der grossen Härte der Erziehung natürlich kein inniges, vertrautes. Auch widmeten sich die Mütter, namentlich wenn sie arm waren, ihren Kindern viel weniger als jetzt; weit seltener als heutzutage nährten sie dieselben, sondern waren, wenigstens im Sommer, beständig draussen bei der Arbeit und hatten irgend eine alte Frau bei den Kleinen, die sie aufpäppelte und ihnen oft viel



Isländischer Frauensattel. Nach Eggert Ólafsson.

Zärtlichkeit zuwandte. Die Rechte der Frauen waren um die Mitte des Jahrhunderts allerdings dieselben wie jetzt, dennoch ist in ihrer Lage und Behandlung eine bedeutende Besserung eingetreten. Damals gingen sie, wenn sie arm waren, auf Arbeit aus wie die Männer und hatten ausserdem morgens und abends ihre Wirtschaft zu besorgen, so dass eine oft über-grosse Arbeitslast auf ihnen lag. Dazu lebten sie in grosser Abhängigkeit vom Manne, der über die Erträgnisse der Wirtschaft allein verfügte und strenge Aufsicht führte; dadurch wurden die Frauen zu allerlei kleinen Kniffen und Unrichtigkeiten verleitet und befanden sich in recht demütigender Stellung. Es spricht sehr zu Gunsten der isländischen Frauenwelt, dass solche Verhältnisse für die Dauer keinen schlimmen Einfluss auf sie ausgeübt haben.

Seit dem Jahre 1850 ist gleichsam ein neuer Geist in das ganze Volk gefahren, der von den Freiheitsbestrebungen in den südlichen Ländern

ausging und sich bis hierher fortpflanzte. Überall im Lande haben sich Vereine für Fortschritte auf leiblichem wie auf geistigem Gebiete gebildet und es ist zu hoffen, dass sie je länger je weniger nur mit Worten, sondern immer mehr mit der That wirken und dem Lande Nutzen und Ehre bringen<sup>1)</sup>.

## Das Leben in der Auffassung der Gossensasser.

Von Marie Rehsener.

(Fortsetzung.)

Wie sie gelehrt worden, wenn sie etwas erhalten sollen, erst zu bitten und zu sagen: Bitt' recht schön! so beten die Kinder schon Tage vorher zu dem Heiligen:

Heiliger Vater Nikolaus,  
Geh' nicht vorbei vor meinem Haus  
Und leg' mir etwas Schönes ein;  
Ich will nicht viel verlangen.

1) Ó. S. meint, dass in diesem Kapitel eine Beschreibung des alten isländischen Reitgeschirrs, namentlich des Frauensattels (kvennisöðull) am Platz gewesen wäre. Ein solcher findet sich abgebildet in A. Baumgartners Buch „Island und die Faröer“ und in Eggert Ólafssons „Reise durch Island.“ Die Vorder- und Hinterwand (frambrík und apturbrík) sowie die Lehne (sveif) waren aussen ganz mit Messing beschlagen und wiesen allerlei erhabene Verzierungen, Blumen und zuweilen Tierbilder auf; oder auch sie waren mit dunkeltem vadmál bezogen und hatten dann nur eine Einfassung und ein paar Schilder aus Messing, vorn mit der Hausmarke der Eigentümerin, hinten mit der Jahreszahl. Unter den Sattel kam eine dreifach zusammengelegte Filzdecke (söðulthófi); der Sitz war mit dunkeltem oder grünem Tuch oder vadmál bezogen. Darüber legte man eine bunte Decke, dunkeltem oder grünem Tuch oder vadmál bezogen. Darüber legte man eine bunte Decke, 2 Ellen breit und 2 $\frac{3}{4}$  Ellen lang, die bis auf das Fussbrett hinab reichte. Nun erst wurde das Satteltkissen aufgelegt, das verschiedentlich bestickt war. Der Begleiter der Reiterin musste sie auf das Pferd heben, die Decke um sie über einander legen und mit einer silbernen oder messingnenen Nadel zusammenstecken. Alles Riemenzeug an Sattels- und Kopfgeschirr war reich und prächtig verziert mit kupfernen Buckeln oder schön gravierten Messingplatten. Ein grosses kupfernes Schild in der Mitte war oft mit einer langen gereimten Inschrift versehen. Auch die Männer hatten schön gearbeitetes und reich ausgestattetes Sattel- und Zaumzeug. Der Sattel war ein bryggjuhnakkur, so genannt nach einem vorn aufgenagelten hochstehenden Rand (bryggja). Auch über diesen Sattel wurde eine Decke und darauf ein Kissen gelegt, letzteres gewöhnlich aus Plüsch (flos) mit Quasten an den Ecken. Das Band, mit dem das Kissen befestigt wurde, war meist mit eingewebten Glückwunsch-Versen versehen, deren die Dichter damaliger Zeit immer neue verfassten. — Dieser prächtigen Sättel bediente man sich nur bei festlichen Gelegenheiten. An Wochentagen hatten Männer sowohl wie Frauen nur ein mit einem Riemen befestigtes Filzpolster und Steigbügel; doch legten die Frauen eine Decke, die Männer ein schwarzes Schafsfell darüber.